Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 100 (1974)

Heft: 4

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sekretär und die Sekretärin

Bei uns zu Hause stand ein altes, hohes Möbel, in dem man Dokumente und Geld verwahrte. Es hiess der Sekretär. Menschen, die von Berufs wegen Dokumente und Geld verwahren, nennt man auch gelegentlich Sekretäre. Der Name ist allerdings eher jenen reserviert geblieben, die, wie das Wort ursprünglich besagte, sich nur mit ganz besonderen, geheimen Papieren beschäftigen; meist werden sie deshalb auch zu Ersten Sekretären, Generalsekretären, Staatssekretären ernannt. Dann müssen sie alles neu überdenken, Vorschläge unterbreiten, Reisen machen, Reden halten, Konferenzen einberufen. Und weil ein Sekretär das alles allein nicht tun kann, braucht er eine Sekretärin, wenn nicht gar mehrere Sekretärinnen. Sie müssen seine Notizen entziffern, abschreiben oder überhaupt erst in verständliche Rede übertragen, ihn vor unerwünschten Telefonanrufen schützen, an alle wichtigen Termine erinnern und das fertiggestellte Manuskript zur richtigen Zeit in die schweinslederne oder die kastenförmige Dokumentenmappe stecken. Manche Sekretärin sitzt auch tagelang an ihrem Pult, Kopfhörer übergestülpt, aus denen her master's voice in ihre Ohren fliesst, rinnt, tröpfelt und die dann, im geschriebenen Wort erstarrt, den Entwürfen, Berichten, Gutachten wieder zu entnehmen ist. Eine gute Sekretärin weiss auch, wann sie eine wichtige Sache völlig selbständig erledigen darf, ja muss und wann sie in einer weniger bedeutenden Angelegenheit unbedingt erst ihren Chef fragen muss, um sein Prestige nicht anzutasten.

Vom Chef erwartet man schöpferische Ideen, Initiative, Dynamik, Durchschlagskraft, Verhandlungstaktik, persönliche Ueberlegenheit, lauter Qualitäten, die Männer ohnehin auszeichnen. Und von der Sekretärin? Von ihr verlangt man, neben den nötigen beruflichen Kenntnissen, eminent weibliche Eigenschaften wie Fleiss, Genauigkeit im Detail, Anpassungsvermögen, Intuition, Höflichkeit, seelische Ausgeglichenheit.

Nun gibt es seit einiger Zeit Schulen, die bilden ausdrücklich Chefsekretärinnen aus. Da meldet sich vielleicht ein junges Mädchen mit Matura und hofft in seinem Optimismus der Unerfahrenheit, es werde diese Schule als Chef von Sekretärinnen verlassen, also einen leitenden Posten bekommen. Doch Chefsekretärin sein heisst nichts anderes als Sekretärin eines Chefs sein. Das sind ja die andern alle auch! werden Sie nun sagen. Eben. Oder haben Sie je eine Sekretärin ohne Chef gesehen? Nur Sekretäre haben Sekretärinnen unter sich, Sekretärinnen aber immer einen Chef über sich. Chefsekretärin ist nicht ein Beruf, sondern ein Pleonasmus. Man kann sie deshalb ruhig abschaffen. Nina

1973 das Jahr der Alternativ-Weihnachten

1973 wimmelte es im Blätterwald der Frauenzeitschriften von «Ersatzweihnachtsbäumen». Man scheint sich zu genieren, einen ganz normalen Weihnachtsbaum zu schmücken. Die Vorschläge für diese «Alternativ-Weihnachtsbäume» waren meist fürchterlich.

Ich habe mir eine Sammlung unmöglicher Kochrezepte zugelegt, nach dem Motto: «Versuechs und verfluechs». Rezepte, bei deren Lektüre es einem bereits obsi chunt. So wenn einer «clever» fast in jedem Rezept Speckwürfeli, Pfeffer und Rahm verwendet, da dreht sich mir einfach der Magen um. Auch wenn der Küchenratgeber als «Leichte Kost fürs Sonnenbad» eine Pizza mit einem Viertelliter Rahm und einem ganzen Glas gefüllter Oliven empfiehlt. Auch einen Chrysanthemen-Salat möchte ich lieber nicht essen, da heisst es: «Man nehme drei weisse und drei gelbe Chrysanthemen-Blüten», – da hängt es mir einfach aus. Dasselbe gilt für die «Avocado-Suppe». Wenn man weiss, wie teuer diese südamerikanische Frucht bei uns ist, und wie gut sie roh schmeckt, fragt man sich wirklich, ob Avocados zu einer Suppe verkocht werden müssen. Auch wenn ein sonst guter Koch schreibt: «Wohin mit der Erdbeerkonfitüre?» frage ich mich, ob wir eine aussergewöhnliche Familie sind, denn bei uns hat sich diese Frage noch nie gestellt, ganz im Gegenteil. «Wo ist die Erdbeerkonfitüre hingekommen?» frage ich mich viel öfter.

Zu meiner Sammlung von Horror-Rezepten gesellen sich seit letzter Weihnacht die «Horror-Weihnachts-Alternativ-Bäume». Hier einige Müsterchen aus meiner sicher nicht vollständigen Sammlung:

Da wird ein Pseudo-Weihnachtsbaum vorgeschlagen, den man mit drei Gugelhopfformen (wer besitzt schon drei Gugelhopfformen, ich müsste sie mir bei der Nachbarin ausborgen) selber bastelt, mit viel, viel Silberfarbe und versilberten Farnkräutern. Ich kann mir Schöneres vorstellen als einen Christbaum aus Gugelhopfformen auf dem Tisch.

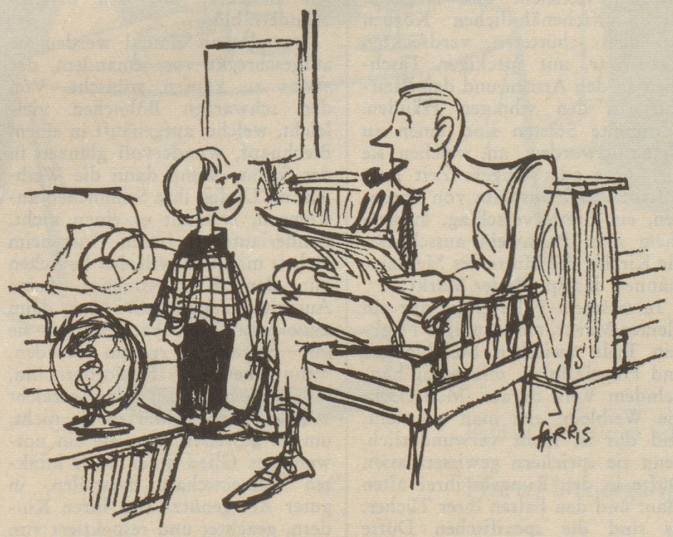
Ein weiterer Vorschlag ist: Man montiere einen Adventskranz oben auf einen jener altmodischen Schirmständer, wie man sie früher in den Landbeizen antraf, und wie sie neuerdings in modischen Privatwohnungen wieder anzutreffen sind.

Einen noch schöneren Vorschlag fand ich in einer andern Zeitung: Man nehme einen Weihnachtsbaumständer und stecke einen Besenstiel hinein, der wird dann mit Drähten, viel zerknautschtem Papier und Silberfolie geschmückt, – man erspare mir die genaue Anleitung! – und so zu einem «Alternativ-Weihnachtsbaum» verbastelt. Schlimmer geht's nimmer.

Auch der Vorhang mit aufgemaltem Weihnachtsbaum, frei im Raume baumelnd, den ein Warenhaus anbot, wollte mir nicht so recht gefallen.

Weshalb nicht ganz einfach auf den ohnehin umstrittenen, da eigentlich nicht christlichen, sondern heidnischen Weihnachtsbaum verzichten, wenn man ihn nicht mag?

Vom «Ersatz» und dem «Alternativ» haben wir Aelteren von der vergangenen Kriegszeit her ohnehin genug. Hege



«Vati, wenn du uns so lieb hast, warum gibst du dir dann nicht mehr Mühe, unter die Reichtumssteuer zu fallen?»

Die nicht mit dem Bade auszuschüttenden Kinder

Wie in anderen Ländern, haben sich auch im deutschen Sprachraum im Lauf der Jahrhunderte und Jahrzehnte Sprachbilder geformt, die dazu dienen, Aussagen anschaulicher, farbiger und wirksamer zu machen. Viele sind gut, viele aber vom häufigen Gebrauch fad und wenig ausdrucksstark geworden; andere sind zum Teil hässlich, und man fragt sich, wer der Schöpfer war und warum das Volk sie so bereitwillig in den Wortschatz aufgenommen hat. Zum Beispiel wirkt der sinngemäss richtige, aussagekräftige Spruch «man solle das Kind nicht mit dem Bade ausschütten» auf sensible Leute abstossend, irgend etwas sträubt sich zuinnerst gegen diese Redensart. Man vernahm sie besonders oft während der letzten Parlaments-

debatten im Bundeshaus. Da mahnte einer der Räte seinen eidgenössischen Kollegen immer wieder eindringlich, er solle doch bitte das Kind nicht mit dem Bade ausschütten (es handelte sich um die landwirtschaftlichen Subventionen ...); man vernahm es mit Widerwillen, es hörte sich an, als hätten die Kameraden des Herrn dauernd die Absicht, in irgendeinem Zusammenhang arme Kindlein gewalttätig samt Badewasser auf den Fussboden zu schütten, – ein wüster, ein absurder Gedanke, aber er taucht hartnäckig auf, weil das Wortbild immer wieder benutzt wird. Wenn doch nur alle die noch nicht ausgeschütteten Kinder laut schreien könnten, der Protestchor hätte vielleicht zur Folge, dass Redner und Schreiber das unschöne Sprachgebilde künftig wegliessen. Nicht nur meine, auch andere empfindliche Ohren wären dankbar dafür! Jutta

Schwarze Grossmütter in Kamerun

(Eine Erinnerung)

Man denkt, sie wären schon immer so dagehockt, wenn man sie sieht inmitten des Markttreibens, auf Steinen oder einem Blätterkranz auf der Erde, die müden Rücken steil aufgerichtet, die angezogenen Beine gespreizt, zeitlose, verwaschene Kleider züchtig unter sich geschlagen. Sie regen sich selten wie das Chamäleon, und tun sie es, so sind ihre Bewegungen ebenso stereotyp wie jene des kuriosen Insektenfressers. Ihre hageren Körper aber wechseln nicht entsprechend ihrer Umgebung die Farbe. Mit der Eintönigkeit der ineinanderfliessenden Braunschattierungen ihrer Leiber und Gewänder sind sie bereits vor Zeiten eingetaucht in die eigenartige Melancholie ihrer Hügelheimat, und im Vergehen der Jahre sind sie ein Teil der Struktur dieser Heimat geworden. Soweit sie zurückdenken können, sind sie die weiten Wege zwischen den Hügeln und über sie hin gewandert. Sie werden sie gehen, solange die Beine sie tragen, auf ihren platten, zerquälten Füssen ohne Schuhe, an Stöcken vielleicht und langsam, mit schiffchenähnlichen Körben auf dem schütteren, verdreckten Kraushaar, mit speckigen Täschchen an den Armen und den Pfeifchen in den sehnigen Händen. Bestimmte Stätten sind ihnen zu Orten geworden, an welchen sie für kurze oder längere Zeit Rast halten: Der Hausplatz von Freunden, ein Bretterverschlag, in welchem man Palmwein ausschenkt, die Kirche, die Hütte des Medizinmannes, das Spital, der Markt.

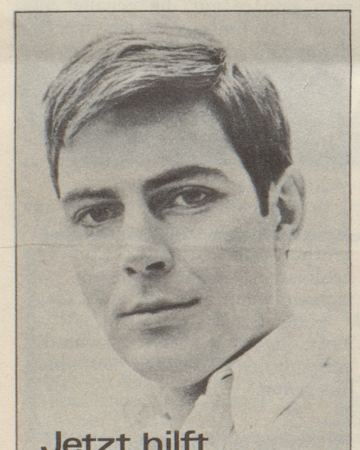
In unserem Falle ist es nur ein kleiner Markt, ein staubiges Flecklein Erde zwischen Steinblöcken und Hügelköpfen, mit wenig handelndem Volk darauf. Man riecht die Weiblein, ehe man sie sieht, und das ist nicht verwunderlich, denn sie speichern gewissermassen Düfte in den Runzeln ihrer alten Haut und den Falten ihrer Tücher. Es sind die spezifischen Düfte ihrer Hütten, ein Gemisch aus dürrem Gras, getrocknetem Fisch und Petrol, aus Schweiss, Schmutz und Rauch. Sie hocken müssig und verdrängen mit ihren kleinen Leibern nur einen geringen Teil der Luft. Sie lassen sich vom Wind beinahe fortblasen, ohne ihm Widerstand zu leisten, erlauben der Sonne, auf ihren muskulösen Armen zu spielen; viele Tätowierungen werden sichtbar. Oft hüsteln sie, wischen sich mit dem Handballen den Schleim unter der Nase weg, schieben von Zeit zu Zeit ihre Pfeifchen zwischen die zerknitterten Hängelippen, reiben sich die von Staub und Rauch geschwollenen Lider und zupfen zerstreut an ihren Gewändern. Schliesslich dösen sie, ihre Habe eng an sich gedrückt, mit dem Kopf auf den Schultern und den Händen im Schoss. Allmählich wird der Ausdruck der entspannten Gesichter mit den offenen Mündern blöd.

Irgendwann einmal werden sie aufgeschreckt von jemandem, der etwas zu kaufen wünscht. Von den schwarzen Böhnchen vielleicht, welche, aufgehäuft in einem Blechnapf, wundervoll glänzen in der Sonne. Wenn dann die Weiblein im Dialog ihre Stimmchen anstrengen, erstaunt es einen nicht, Kinderlaute zu hören. Insgeheim lächelt man und will den Leutchen mit den Kinderstimmen keine Autorität zugestehen. Aber dann muss man sie beobachten, wie sie mit einemmal regsam werden, wenn ihnen, auf ihr Fordern hin, die schreienden Kinder gereicht werden. Mehr bedürfen sie nicht, um zu beweisen, dass sie ein notwendiges Glied einer noch intakten Gemeinschaft darstellen, in guter Art genützt von ihren Kindern, geachtet und respektiert von den Jungen. Sie bringen die Kleinen zum Schweigen, deuten ihnen mit eckigen, sparsamen Bewegungen wunderliche Geschichten an, sie lächeln wohl auch einmal flüchtig und drücken ihnen mit den Fingern die Laufnasen weg, und manchmal stecken sie ihnen die ausgetrocknete, lahme Brust in die Schreimäulchen. Grössere Kinder schicken sie um Wasser, während sie sich Erdnüsschen schälen und mit den zugespitzten Schaufelzähnen vorgekochte Süssyamknollen mampfeln.

Sich Einblick zu verschaffen in die neue Welt des Umbruchs, das hingegen ist für die meisten von ihnen zu mühselig. Sie lieben es, ihre Tage in der alten Tradition zu beschliessen. Infolgedessen heben sie dann etwa ihre Stimmchen bis zum oberen g, wenn ihnen etwas geschieht, dem sie den Eintritt in ihr Bewusstsein verweigern wollen. Und in eben dieser nicht sehr reinen Tonlage fangen sie an, ihre Umgebung zu beschimpfen, weil sie sich in ihrer Ruhe gestört fühlen.

Wenn der Tag kühler wird, büscheln sie sich zusammen und gehen die Pfade zurück zu ihren Hütten, um für die Länge einer Nacht, bis zum ersten Hahnschrei, darin unterzuschlüpfen. Wie die Kücken unter die Flügel der Glucke.

Die Weiblein – schwarze Grossmütter unzähliger Kinder. Vögeli



Jetzt hilft eine Hefekur mit

VIGAR HEFE

***

bei unreinem Teint, Bibeli, Furunkulose

***

bei Magen- und Darmstörungen

***

bei Frühjahrs- und Herbstmüdigkeit

***

VIGAR-HEFE Dragées sind geschmackfrei und angenehm einzunehmen

Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.20
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 14.40
in Apotheken und Drogerien

Was i wett, isch Cassinette

Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt